



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Fischerei.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

den Hauptfehler des Herrn von Manteuffel bezeichnen zu müssen, daß er sich alsbald durch den Polizeipräsidenten von Hinkeldey überflügeln ließ. . . . Niemals hat die Kreuzzeitung der Polizeiwirtschaft dieses Mannes, der ebenso ehrgeizig und rücksichtslos als begabt und energisch war, das Wort geredet, vielmehr haben wir dem Herrn von Hinkeldey nicht bloß in der Presse, sondern auch persönlich den entschiedensten Widerstand geleistet, und sind diese Konflikte [i. diese Konflikte sind] . . . der eigentliche Grund meines Rücktrittes von der Redaktion der Kreuzzeitung gewesen. Wir wollten schon damals, was ich auch heute noch will, Wiederherstellung einer organischen Gliederung des Volksleibes und eine darauf basirte, mit den Lebensbedingungen der preußischen Monarchie in Harmonie zu setzende Selbstregierung."

Der Schrift sind einige Briefe Bismarcks an Wagener eingefügt, die aus den Jahren 1850 und 1851 stammen und eine wertvolle Ergänzung dessen bilden, was Busch im dritten Kapitel des ersten und im sechsten Kapitel des zweiten Bandes seines Buches „Unser Reichskanzler“ mitgeteilt hat.



## Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Fischerei.



ationeller Betrieb der Landwirtschaft ist ein Schlagwort unsrer Tage. Nicht ohne Grund hören wir es tausendfach wiederholen. Immer nutzbringender gestaltet sich die Ausbeutung des Landes. Kraftersparnis verbindet sich in erfreulichster Weise mit Steigerung des Ertrages. Schon zwingen wir in tausend Maschinen das Sonnenlicht vergangner Jahrtausende, thätig mit uns zu sein, um die Zeugungskraft der Erde in den Strom des Lebendigen zu lenken, der „Mensch“ genannt ist und bestimmt zu sein scheint, alle die zahllosen andern in seinem Laufe zu vereinen.

So werden wir des Landes Herren. Aber vor uns liegt sie, die Armutter alles Lebens, die unerschöpfliche Gebärerin, die weite See! Hier kann kein Pflug seine knechtenden Furchen ziehen, und doch auch die Myriaden von Wesen, die Bewohner ihrer Triften, schon fühlen sie des Gewaltigen Macht. Denn, wie der alte Tragiker sagt:

Auch die wimmelnde Brut der See  
Fängt er listig umstellend ein  
Mit neßgeflochlenen Garnen.

Die *ἀλις ἀτροφύετος* Homers zu einem fruchtbaren Weideplatze ihm gehöriger

Geschöpfe zu machen, das ist die Aufgabe, die er sich gestellt hat und die er mit der Zeit durch emsige Bemühung auch zu lösen imstande sein wird.

Freilich, daß wir jemals, auch bei der vorläufig denkbar besten Bewirtschaftung und Ausnutzung der Gewässer soweit gelangen sollten wie bei einer vollendeten Kultur unsers mütterlichen Landes, das liegt, wenn es überhaupt möglich ist, in grauester Zukunft. Alle die überschwänglichen Lobgesänge auf die unsagbare Fruchtbarkeit des Meeres und — worauf es uns zunächst ankommt — auf ihre Nutzbarkeit für den Menschen sind eher geeignet, eine augenblickliche Begeisterung für die Hebung der verborgnen Schätze der See wie Strohfeuer aufflackern und wieder zusammensinken zu lassen, als zu einer Thätigkeit anzuspornen. Da soll nach der unglaublich übertriebenen Angabe einer Kommission des englischen Parlaments ein Acre See in der Woche 300 Zentner Fischfleisch liefern können, was derselbe Raum gut bebauten Landes erst in einem Jahre an Rindfleisch zu liefern imstande ist. Das Land ist unsre Mutter, ist unser bestes Ackerfeld und wird es auch wohl bleiben. Was die Triften der See anlangt, so ist das höchste, was wir anstreben können, eine möglichst vollendete „Viehzucht“; Viehzucht ist aber von dem Ideal der Nutzbarmachung der Naturerzeugnisse für den Menschen sehr weit entfernt. Jede Existenz, die sich einschleibt zwischen die erste Erzeugung organischen Lebens und den Menschen, macht Ansprüche für sich selbst. Im Interesse der Vermenschlichung der Substanz aber, wenn ich so sagen darf, liegt es offenbar, diese Zwischenexistenzen aus dem Kreislaufe des Lebens thunlichst auszuschalten. Reinsten Vegetarianismus ist das letzte Endziel aller Volkswirtschaft, sofern sie mit Nahrungsfragen sich beschäftigt; ja in letzter Instanz, wenn wir vielleicht ungezählte Jahrtausende der Zukunft im Gedanken zu überfliegen uns nicht scheuen, sogar die Ausschaltung auch des pflanzlichen Lebens aus dem Stoffumlaufe der Natur. Daß wir diesem Ideale aber auf dem mütterlichen festen Lande viel eher nachstreben können als auf den Triften des Ozeans, liegt klar zu Tage.

So sollten schon Erwägungen dieser Art genügen, um uns vor allzu überschwänglichen Hoffnungen und Behauptungen zu wahren. Und vornehmlich der letztern bedürfen wir nicht einmal. Denn was der Boden der See der intensiven Ausnutzung durch den Menschen vorenthält, das giebt er reichlich wieder oder wird es doch geben durch die ungeheure Ausdehnung seiner Fläche. Hansen berechnet den Ertrag der Ostsee auf ein Fünftel des fruchtbarsten Landes, und dabei sind es sieben Millionen Quadratmeilen Weidetriften des Meeres und, wenn an Ausdehnung dagegen auch verschwindend gering, so doch durch gleichmäßigere Fruchtbarkeit und die Möglichkeit vollständiger Ausnutzung wichtig, weit ausgedehnte Flächen unsrer Ströme, Flüsse, Seen, Teiche und Tümpel, in welche wir unsre Zuchtfische als Fouragiere der menschlichen Gesellschaft senden können, und es ist ein erhebender Gedanke, wenn wir uns vorstellen, daß sie beladen mit den lebenspendenden Schätzen unzugänglicher Tiefen in unsre Hände zurückkehren.

Erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit hat man wieder angefangen, auch in Deutschland der ungeheuern volkswirtschaftlichen Bedeutung einer rationellen Fischerei, ja der Fischerei überhaupt Beachtung zu schenken. Stetig sich mehrende Klagen über den Rückgang der Fischerträge, vornehmlich der Binnenfischerei, gaben wohl den ersten Anlaß dazu und haben dadurch einen in mancher Beziehung vielleicht zu konstatirenden Mangel in ihrer Berechtigung reichlich aufgewogen.

In frühern Zeiten, so hört man klagen, hatten die Fischer überreichlichen Gewinn. Zum Beweise wird angeführt, daß man vordem oft den Ertrag eines einzigen glücklichen Fischzuges nicht habe verwerten können. Noch vor einigen Jahrzehnten seien Lachse z. B. in so ungeheurer Menge gefangen worden, daß man sie geradezu habe vergraben müssen, und was dergleichen mehr ist. Die Klagen bedenken aber nicht, wie ungeheuer sich gerade in der neuesten Zeit alle Verhältnisse geändert haben, und daß dies naturgemäß auch bei denen der Fall ist, die sich auf die Fischerei beziehen.

Vor noch nicht langer Zeit blieb bei der vielfach noch mangelhaften Technik in der Konservirung, bei den so äußerst unzulänglichen Verkehrs- und Transportmitteln die Konsumtion des meist frisch genossenen Fischfleisches vorwiegend auf die Bewohner der nächstliegenden Distrikte beschränkt, und es stellte sich einem großen Angebote eine verhältnismäßig geringe Nachfrage entgegen. Wie sehr ist jetzt die Sachlage geändert! Die Fischereibevölkerung, damals von ihrem Gewerbe reichlich sich nährend, hat sich wie jede andre im Laufe der Zeit vermehrt, stellenweise ist sie auf das Doppelte gestiegen, und eine im übrigen gleichgebliebene Ausbeute muß sich auf mehrere Partizipanten verteilen. Verbesserte Postverbindungen, Dampfer und Eisenbahnen machen auch der Binnenbevölkerung den Genuß frischen Fischfleisches möglich; gehen doch die Lachse unsrer nördlichsten Gewässer bis nach Paris! So hat sich die Nachfrage wesentlich erhöht, und es ist leicht erklärlich, wenn dieser gesteigerten Nachfrage gegenüber auch ein in der That sich gleichgebliebenes Angebot als vermindert erscheint.

Die Klagen über den Rückgang der Fischerei sind auch keineswegs neu. Schon im sechzehnten Jahrhundert kann man ihnen begegnen, und 1784 sagt Voß in seiner Naturgeschichte: „Daß der Segen von Fischen allhier abnehme, bestätigen alle, welche eine fünfzigjährige Erfahrung hinter sich haben.“ Es dürfte somit die „gute alte Zeit“ bei diesen Klagen wohl auch die Hand im Spiele haben. Ferne jedoch sei es mir, deshalb die große Berechtigung derselben etwa in Abrede stellen zu wollen. Das verträge sich mit den Thatfachen schlecht.

Infolge einer unsinnigen Raubfischerei, mit welcher die Fischer zum Teil in ihr eignes Fleisch wüthen, haben sich einzelne Fischgattungen in erschreckender Weise vermindert, was kaum zu verwundern ist. Mußte doch nach einer Notiz

Venecek schon im Jahre 1551 Joachim II. die Benutzung der Fischbrut zur Schweinesfütterung verbieten! Große Flundern werden an den deutschen Küsten auch nach dem Urteil völlig Unbefangener täglich feltner; Dorsche, Schnäpel und Perpel vermindern sich zusehends, und bei dem stetigen Rückgange des Störzfanges muß es uns geradezu erschrecken, wenn wir hören, daß noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert allein von Pillau (!) aus jährlich 1500 bis 6000 Acheltonnen marinierten Störs nach England gingen!

Wenn wir so schon im Fischbestande der als unerlöblich angesehenen See einen partiellen Rückgang bestätigen müssen, so kann es uns kaum Wunder nehmen, daß wir denselben in den Gewässern des Binnenlandes noch in erhöhtem Maße antreffen, bei denen fördernde wie schädigende Einflüsse der menschlichen Thätigkeit in viel einschneidenderer Weise zur Geltung kommen können. Die in neuester Zeit in großartigem Maßstabe betriebene Regulirung ganzer Stromgebiete und die damit verbundene Verminderung der zum Laichen der Fische geeigneten geschützten, nahrungsreichen Uferstellen, wie sie besonders auch durch die Abdämmung der Altwässer entsteht, wirken in hohem Grade nachteilig auf das Fortkommen der Fischbrut ein. Zahlreiche Wehre hemmen den Zug der zum Laichen stromaufwärts steigenden Fische, so vornehmlich des Lachses, Turbinen in großer Zahl vernichten die zu demselben Geschäfte seewärts eilenden Aale oft in ungeheurer Menge, um sie so der Nutzung des Menschen zu entziehen. Dazu kommt die verderbliche Wirkung, welche zahlreiche Fabriken aller Art hervorrufen, indem sie die giftigen Abfallprodukte ihrer Thätigkeit nur allzuhäufig in die vorüberfließenden Gewässer leiten und dadurch oft massenhaftes Sterben ihrer Bewohner verursachen. Raddampfer verschrecken die Fische durch ihren Lärm, und die ihnen nachfolgende Flutwelle spült den zarten, in der Entwicklung begriffenen Laich ans Ufer. Baggermaschinen, die den Grund aufwühlen, zerstören den Nährboden der Gewässer — was Wunder, wenn bei all diesen zahlreichen verderblichen Einflüssen ein wirklicher Rückgang im Fischbestande nicht ausbleibt! Und doch sind diese schädlichen Einwirkungen vielleicht nicht so bedeutsam als diejenigen, welche eine irrationelle Ausbeutung der Gewässer durch den Menschen hervorgerufen haben mag.

Die Zahl der in Deutschlands Binnengewässern Fischereiberechtigten ist Legion. Dazu kommen die stellenweise übermäßig hochgeschraubten Pachtpreise bei nur kurzer Dauer der Pacht. Die Folge davon ist selbstverständlich eine Raubfischerei, die keine Rücksicht auf Nachbar und Zukunft kennt und uns zu der verwunderten Frage berechtigt, wie ein solches System, an manchen Orten Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, uns überhaupt noch von einem Ertrag sprechen lassen kann. Die Verarmung geht hie und da soweit, daß, wie von Seidlitz berichtet, auf manchen Seen, namentlich auf solchen, die lange Zeit an polnische Juden verpachtet waren, die Fischerei ganz eingestellt worden ist, weil es nichts mehr zu fangen giebt.

Grenzböten I. 1884.

68

In unsrer Zeit, welche einer rationellen Bewirtschaftung des Landes in Ackerbau und Viehzucht mit so großem Erfolge sich angenommen hat, konnte es nicht ausbleiben, daß, nachdem man einmal Ursachen und Bereich der Schädigung des Fischbestandes zu erkennen angefangen hatte, von vielen Seiten auf energische Besserung der Verhältnisse gedrungen ward. Mehr und mehr erwachte im Volke das Bewußtsein, daß es einer erheblichen Schädigung des nationalen Wohlstandes bisher ruhig zugeesehen habe, und die Gegenwirkung zeigte sich in dem hohen Interesse, welches sich mit einemmale der Fischfrage zuwandte. Zahlreiche Fischereivereine wetteifern bereits miteinander — allen voran der deutsche Fischereiverein, der seinen Sitz in Berlin hat —, um Theorie und Praxis der Fischkultur zu fördern und das Interesse dafür im deutschen Volke wach zu halten. Leider, aber in unserm Lande nicht zu verwundern, ist es vornehmlich die Theorie, an welcher der Fortschritt zunächst zu spüren ist. Es ist eben wieder der bedauerliche Mangel an Unternehmungsgeist und der dadurch verursachte chronische Mangel an Geld, der die Vereine hindert, ihre segensreiche Thätigkeit in ausgedehnterem Maße zu entfalten. So klagt Seidlich, als Schriftführer des Fischereivereins für Ost- und Westpreußen, daß die zur Bevölkerung der dortigen Gewässer jährlich nötigen 15 Millionen Brutfischchen sich mit einem Anlagekapital von 30 000 Mark und einer jährlichen Betriebssumme von 20 000 Mark beschaffen ließen, und rechnet sich des weitern müde, wie sich diese Summe aufbringen lassen würde — bei einem Unternehmen, bei welchem Tausende als Reingewinn alljährlich sich ergeben würden!

Wie wir gesehen haben, waren an dem Niedergange der Fischerei manche Übelstände schuld, denen eine private Thätigkeit nicht steuern konnte, und so sah sich denn auch der Staat veranlaßt, das Seine zu thun. Eine Revision der bestehenden Gesetze machte sich unabweisbar notwendig. Das Gesetz vom 30. Mai 1874, zu dem im Jahre 1877 und 1880 Ausführungsbestimmungen für die einzelnen Provinzen erlassen wurden und am 30. März 1880 noch ein Abänderungsgesetz hinzukam, hat sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen.

Die segensreichen Wirkungen vieler seiner Bestimmungen würden umso eher zu Tage treten, wenn sie nicht leider durch mancherlei Unzulänglichkeiten und Verfehrtheiten daran behindert würden. So kann man dem Verbote schädlicher Fanggeräte, namentlich dem der giftigen, ins Wasser zu streuenden Betäubungsmittel, nur seine Zustimmung geben. Die Festsetzung von Minimalmaßen für die Maschenweite der Netze ist geeignet, dem unsinnigen Fange der Fischbrut zu steuern und so den Fischreichtum zu heben; freilich dürften dieselben nicht für die ganze Monarchie gleich festgesetzt sein, sondern sich den Verhältnissen anpassen. Den Schädigungen, die Turbinen, Mühlenwehre, chemische Fabriken u. s. w. anrichten, sucht man thunlichst zu begegnen, die übeln Wirkungen der übermäßigen Verteilung der Fischereiberechtigung durch Begünstigung von Genossenschaftsbildung der Beteiligten zu mildern, und was dergleichen billigenwerte Bestimmungen mehr sind.

Auch des Schutzes der laichenden Fische hat man sich verständigerweise angenommen, aber gerade hier ist ein Punkt, der — und vielleicht mit Recht — den zahlreichsten Angriffen ausgesetzt gewesen ist und noch ist. Um den Fischbestand auf die alte Höhe zu bringen oder darüber hinaus zu heben, hat man Schonreviere, an denen garnicht gefischt werden darf, und nach Analogie der Jagdbestimmungen auch Schonzeiten festgesetzt. Wenn diese Schonreviere nicht allzugroß genommen und durch wirklich sorgfältige Untersuchung und Beobachtung richtig ausgewählt werden — was leider nicht überall der Fall ist —, so kann man sie sich schon gefallen lassen. Anders ist dies mit den allgemeinen Schonzeiten. Zur Festsetzung derselben hat man die artenreiche Klasse der Fische eingeteilt in Winter- und Sommerlaicher. Die ersteren müssen (nach Erlaß vom 30. Mai 1874) vom 15. April bis zum 14. Juni, die andern vom 15. Oktober bis zum 14. Dezember laichen, wenn sie gedeihen wollen. Dies liegt nun wohl in der Absicht der Fische, die Bestimmungen des Gesetzes aber nicht in ihrer Einsicht, und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn vielfach Verstöße ihrerseits dagegen vorkommen. So laichen z. B. die einen, wenn die Sonne schön scheint oder es sonst ihrer Gewohnheit gemäß ist, schon vor dem 15. April, die andern schon vor dem 15. Oktober. Dann aber gehen die Fische nach wie vor zu Grunde, und die Fischer haben zwei Monate umsonst gehungert, da ja der Fischfang so lange geruht hat. Eine Einteilung der Fische in Sommer- und Winterlaicher nach Kalendertagen ist offenbar ohne Sinn und geradezu unhaltbar. Man kann nicht genug dagegen protestiren, schon aus naturhistorischen Gründen, ganz abgesehen davon, daß durch diese Einteilung eine ganze große Klasse von Menschen in ihrem Erwerbe aufs empfindlichste beeinträchtigt wird. Warum in aller Welt hob das Gesetz die Bestimmung der Fischereiverordnung von 1845 auf, wonach es den Aufsichtsbeamten überlassen blieb, in jeder Provinz je nach den Umständen die Schonzeiten festzusetzen? Warum wird nicht noch viel zweckentsprechender bestimmt, daß von den betreffenden Beamten nach sachverständigem Urteil für die einzelnen Fischarten je nach den Witterungsverhältnissen oder sonstigen Anzeichen die Schonzeit bekannt gemacht werden solle? Durch eine solche Bestimmung und eine dementsprechende einfache Marktkontrolle konnte die Schonung wirklich erreicht werden, und die Fischer erlitten, da stets nur wenige Fische in Schonung waren, keine nennenswerte Unterbrechung in ihrem Verdienste. Jetzt hat man sich genötigt gesehen, die Fischerei wenigstens an drei Tagen der Woche auch während der Schonzeit freizugeben, eine Marktkontrolle ist so gut wie unmöglich, die Fischer werden systematisch zu Konventionen angehalten, und die erstrebte Schonung des Fisches bleibt mindestens fraglich.

Und endlich, ganz abgesehen davon, daß gerade in den betreffenden Monaten der Frühjahrschonzeit an vielen Orten der Fischfang am besten ist und nach einem Ausdrucke von Seidlitz der Fisch darin „komiisch ist,“ daß er nur nützt, wenn

er gefangen wird, welchen erdenklichen Nutzen kann es gewähren, wenn wir zugleich mit den laichenden Fischen auch die nicht im Laichgeschäfte begriffenen sorgsam schonen? Im Gegenteil, bei der bekannten Vorliebe fast aller Fische für den Laich der andern zwingen wir geradezu eine Menge derselben, denen bei dem plötzlich unterbrochenen Fange ihrer Kameraden und der dadurch gesteigerten Konkurrenz ihr sonstiges Futter zu knapp wird, sich mit der willkommenen leckern Nachkommenschaft ihrer hochzeitlich gestimmten Verwandten zu mästen, ein Resultat, das denn doch kaum in der Absicht des Gesetzgebers gelegen haben dürfte.

So sind es denn gewichtige Bedenken, die man gegen diesen Punkt der neuen Fischereigesetzgebung geltend machen kann und auch schon häufig geltend gemacht hat. Die Regierung will wohl erst einige Zeit vergehen lassen, damit sich die Meinungen klären und die Stimmen sammeln können. Möge denn später wenigstens bei einer erneuten Revision des einschlagenden Gesetzes die ersehnte Remedur nicht ausbleiben!

Sehr verdient würde sich der Staat auch machen, wenn es ihm gelänge, auf internationalem Wege Maßregeln gegen eine verderbliche Raubfischerei zustande zu bringen. So wäre dies vor allem dringend wünschenswert gegenüber der unerhörten Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Holländer unsern Rheinlaich schädigen. Versuche zur Abhilfe sind schon mehrfach gemacht worden, leider bis jetzt vergeblich.

Aber ist denn wirklich die Hebung unsrer Binnenfischerei von solcher Bedeutung, daß energische Aktionen, wie die geforderten, sich lohnen würden?

Nach Mezgers statistischen Untersuchungen und Benedekes Berechnungen dürfte der Ertrag der Binnenfischerei in unsern wasserreichsten Provinzen, den Provinzen Ost- und Westpreußen, etwa auf  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark anzuschlagen sein. In Frankreich, wo Volk und Regierung sich in höherm Grade einer wirtschaftlichen Ausbeutung der Gewässer zugewandt haben, betrug schon 1857 der Reingewinn der Binnenfischerei etwa 20 Millionen! Wie hoch mag er zur Zeit sich gesteigert haben, wie hoch könnten wir, bei größerem Wasserreichtum, den Ertrag unsrer Fischerei noch steigern, jetzt, wo die Theorie der Bewirtschaftung so weit gediehen ist! Aber Unternehmungsgeist müssen wir freilich besitzen, Unternehmungsgeist, der zugreift und nicht erwartet, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen!

Wo Wasser ist, da ist auch Leben. In jedem Teiche, in jedem Tümpel wimmelt es von Organismen aller Art, tausende und abertausende von Organismen vollenden hier den Kreislauf ihres Daseins — nutzlos für den Menschen. Und doch lassen sie sich alle überleiten in den Strom der menschlichen Existenz, wenn wir es nur verstehen, das Ungenießbare in genießbare Form zu verwandeln. Das faulende Wasser stagnirender Tümpel, die uns die Luft verpesten, selbst dieses können wir uns nutzbar machen. Der Irländer Walton verwandelte schon vor Jahrhunderten in Frankreich sumpfige Strecken von Gewässern

in einträglichem Muschelfarms, die alljährlich etwa eine Viertelmillion Franken an Reingewinn ergeben sollen. Wieviel können wir durch Krebszucht, wieviel durch die Zucht zahlreicher Fischarten auch aus den schlechtesten Gewässern noch herauswirtschaften, wenn erst einmal die Wasserkultur sich aus den Anfängen, in denen sie bei uns noch steckt, emporgearbeitet haben wird.

Schmerzlich ist es, zu erkennen, wie weit wir in der Pflege unserer Gewässer hinter andern Nationen zurückgeblieben sind, doppelt schmerzlich, wenn wir sehen, daß die Entdeckung, auf welcher in erster Linie der kolossale Aufschwung, den die rationelle Wasserkultur anderwärts genommen hat, von einem Deutschen gemacht worden ist. Ich komme auf die künstliche Befruchtung des Fischlaichs und damit auf die künstliche Fischzucht. Es war der Landwirt und Leutnant Stephan Ludwig Jacobi, der schon im Jahre 1725 zuerst die künstliche Befruchtung des Forellenlaichs vornahm, und dessen Entdeckung in erster Linie Amerikaner, Engländer und Franzosen sich zu Nutzen gemacht haben. Endlich haben auch wir, dank dem Eifer der unermüdblichen, leider nur viel zu wenig materiell unterstützten Fischereivereine, angefangen, sie zu verwerten. Die in Hünningen im Elsaß gelegene, von Napoleon III. gegründete, nunmehr kaiserlich deutsche Fischbrutanstalt und zahlreiche Privatunternehmen arbeiten daran, zu der so wünschenswerten Bevölkerung unserer Gewässer das Ihre zu thun.

Ohne Wirkung sind diese Bestrebungen auch bei uns nicht geblieben, doch ist sie noch gering. Wie weit ist dagegen in Amerika die künstliche Fischzucht gediehen! Seth Green, so berichtet Beta, ließ vor einigen Jahren hundert Millionen befruchtete Moseneier in den einzigen Connecticutfluß säen. Der ähnlich bestellte Lorenzostrom lieferte in einem Jahre für 600 000, der Hudson für eine Million Dollars dieser beliebten shads. Im Adirondackon züchtet man Lachsforellen und erntet sie bis vierzig Pfund schwer. Forellenzuchtanstalten erblühten in wahrhaft amerikanischer Fülle. Minworth wurde der Anreger für mehr als hundert Forellenteiche allein im Staate Newyork. Dabei hat sich ergeben, daß jedes Quellsflüßchen mit nur einem Zoll Wasser für je hundert Gebiertzoll Raum, daß es nur immer fließt, jährlich bis 600 000 Forelleneier ausbrüten kann. Das Tausend kostet aber oft schon 100 Dollars, und so zog Minworth aus einem vorher verachteten Flüßchen wirklich in einem Jahre 60 000 Dollars!

Ließe sich ein ähnlicher Erfolg nicht auch in Deutschland erzielen? Was ist der Grund, daß bei uns dergleichen nie gehen soll? In Irland legte man 1856 im Ballisodareflusse drei Lachsleitern an, Einrichtungen, welche dazu dienen, den zum Laichen stromaufwärts steigenden Lachsen über zu hohe Gefälle, die sie nicht zu überspringen vermögen, hinwegzuhelfen, während man ihn gleichzeitig mit Lachsbrut besetzte. Im Jahre 1870 wurden bereits 9750 Lachse im Werte von 300 Pfund Sterling gefangen. Die Anlage der Leitern kostete etwa 1000 Pfund. St., und heute bringt allein die Angelzucht 5- bis 6000 Pfund. St.

ein. Der kleine Fluß Moch in Irland — ich zitiere Benecke — wurde, da er mit einem tiefen Falle ins Meer stürzt, den Lachsen ebenfalls durch Anlegung einer Leiter zugänglich gemacht. Fünf Jahre nach dem Aussetzen von 200 000 jungen, eben ausgeschlüpften Lachsen lieferte die Lachserei in demselben schon einen Ertrag von 26 700 Pfd. St., also etwa ein Drittel soviel als der gesamte Fischertrag Ost- und Westpreußens. Sind das nicht Zahlen, welche mit Gewalt zu einer vernünftigen Bewirtschaftung unserer Gewässer herausfordern? Sollten sie wirklich nicht imstande sein, das deutsche Kapital aus seiner Lethargie aufzurütteln und zur Erschließung einer so überaus ergiebigen Quelle des nationalen Wohlstandes zu veranlassen? Aber das Kapital ist nicht einmal notwendig, um hier einen schon erfreulichen Fortschritt zu bewerkstelligen. Wäre nur erst im Volke das Bewußtsein von der hohen Ertragsmöglichkeit der Gewässer erwacht, wäre dem Einzelnen durch den Schutz zweckmäßiger Gesetze die Nutznießung seiner Bemühung garantiert, dann würden tausende von Brutanstalten im kleinen Maßstabe in Bächen und Teichen vielleicht ebensoviele leisten wie jene größeren Betriebe. Wem nun auch jene Initiative zufallen wird, hoffen wir, daß auch in Deutschland die Zeit nicht mehr allzufern sei, wo ein Kapital von 30 000 Mark für ein so gemeinnütziges Unternehmen, wie das obenberührte, der Bevölkerung der Gasse aufzubringen nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehört.

Wir haben bisher von der Binnenfischerei gesprochen, ihren volkswirtschaftlichen Wert geprüft und ihre weittragende Bedeutung nachgewiesen. Aber was will diese sagen im Vergleich zu einer rationellen Ausbeutung der unabherrschbaren Nahrungsflächen der See? Hier ist von einer Verminderung der Erzeugnisse nur in einem sehr beschränkten Maße die Rede, noch spenden die ozeanischen Tiefen unermessliche Massen von Nahrung. Und fast alle seefahrenden Nationen haben sich diesen Reichtum in ausgedehntem Maße zu Nutze gemacht, wiederum, leider muß es gesagt sein, mit alleiniger Ausnahme unsers Volkes. Wir haben es bis jetzt vorgezogen, über ein internationales Übereinkommen zum Schutze der Gewässer u. dergl. nachzudenken, zu reden und zu schreiben, als thatkräftig für jetzt wenigstens teilzunehmen an dem, was die freigebige Natur uns bietet.

Das Kapitel der Hochseefischerei ist, vom deutschnationalen Standpunkte aus betrachtet, ein sehr trauriges. Lassen wir einmal alle theoretischen Betrachtungen beiseite, lassen wir Zahlen sprechen. Ich folge den Daten, wie sie Benecke in dem Handbuch der politischen Ökonomie von Schönberg giebt.

In Schottland waren 1878 nicht weniger als 107 126 Fahrzeuge mit der Seefischerei beschäftigt, in Norwegen dienten (1876 bis 1883) 16 067 Schiffe und Boote zur Dorschfischerei, 8165 betrieben den Heringsfang, 951 fischten nach Matrelen. In Frankreich waren 1869 bis 1877 durchschnittlich 19 700 Fahrzeuge zur Fischerei ausgerüstet und mit 92 200 Fischern besetzt, von denen sich 68 000 mit Küstenfischerei, 11 000 allein mit der Kabliaufischerei bei Newfoundland beschäftigten. In den Niederlanden zählte man in den letzten Jahren

etwa 2500 Fahrzeuge mit 10 000 Fischern, ebenso hoch belief sich etwa die Zahl der Fischer in Dänemark. In Italien gab es im Jahre 1870 1566 Seefischereifahrzeuge, und von den etwa 31 000 Fischern betrieben 22 320 nur die Küstentischerei. Im Jahre 1878 war in Schottland in etwa 14 500 Fischerbooten und den dazu gehörigen Netzen ein Kapital von 24 242 280 Mark angelegt, und 7000 zum Heringsfang ausgerüstete Boote besaßen etwa 20 000 Kilometer Netze, die durchschnittlich jährlich 600 000 bis 1 Million Barrels Heringe (1 Barrel = 800 Stück) lieferten, abgesehen von den etwa 200 000 Barrels, die zum Konsum in frischem Zustande kamen. In derselben Zeit lieferte der Sommerfang an den schottischen Küsten einen jährlichen Ertrag von etwa 6 Millionen Mark. Der Bruttoertrag einer der wichtigsten Musternkompagnien von Whistable betrug in den Jahren 1869 bis 1875 jährlich 700 000 bis 1 009 600 Mark. Im Jahre 1876 betrug die gesamte englische Einfuhr an Fischen 705 872 Zentner im Werte von 23 800 040 Mark, die Ausfuhr 547 196 Zentner im Werte von 21 277 460 Mark. Die norwegischen Fischereien lieferten in den Jahren 1868 bis 1879 im ganzen 50 000 000 Mark, also jährlich über 4 000 000. Allein bei der Dorschfischerei auf den Lapoten waren 1876 bis 1878 jährlich im Durchschnitt 28 000 Fischer mit über 6500 Booten beschäftigt und ernteten im Mittel jährlich 25 500 000 Dorsche im Werte von mehr als 8 000 000 Mark. Der durchschnittliche Ertrag der französischen Fischereien betrug in den Jahren 1867 bis 1877 jährlich etwa 60 Millionen Mark, im Jahre 1876 gewannen französische Fischer bei Neufundland 16 Millionen Kilo Dorsche im Werte von über 7 Millionen Mark, 1868 wurden allein im Quartier la Rochelle Nieszmuscheln für etwa 600 000 Mark gewonnen. Die niederländische Heringsfischerei repräsentiert jährlich im Durchschnitt 1 800 000 bis 3 900 000 Mark; von den gefangenen 150 Millionen Heringen gehen allein 54 Millionen nach Deutschland. Die Kabliaufischerei hatte 1874 bis 1878 einen Wert von 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark, die Küstentischerei 1869 bis 1878 einen solchen von 4 bis 600 000. Die italienische Seefischerei lieferte 1869 etwa 30 Millionen Mark, davon allein 5 bis 6 Millionen für Thunfischerei, 8 Millionen für Korallen. Nach Baers Untersuchungen im Jahre 1826 betrug damals der Fischereiertrag des Kaspischen Meeres ungefähr 468 Millionen Fischprodukte im Werte von ungefähr 50 Millionen Mark, davon kamen auf die Störarten 14 600 000 Mark, Kaviar 4 200 000 Mark, Karpfen 4 000 000 Mark, Hechte und Zander 7 850 000 Mark, Breßen 4 000 000 Mark, verschiedene Heringsarten 3 400 000 Mark, Haulenblase 1 950 000 Mark, Kaviar von Breßen und Zander etwa 1 Million. In Britisch-Nordamerika werden durchschnittlich jährlich 70 Millionen Kilogramm Kabliau gefangen, und Hind schlägt die Produkte der Seefischereien im Jahre 1875 für die Vereinigten Staaten auf  $44\frac{1}{2}$  Millionen Mark an, ebenso hoch die von Kanada, die von Neufundland auf 33 Millionen Mark. Von den großen amerikanischen Binnenseen wurden 1872 etwa

17 Millionen Kilogramm Fische im Werte von 6 800 000 Mark geliefert und den Musternkonsum der bedeutendsten Städte der Union schätzt Merchant's Magazine and Commercial Review im Jahre 1859 auf 4000 Millionen Stück.

Das sind Zahlen, die mehr als Worte sprechen. Was kann Deutschland den andern Nationen darin entgegensetzen? Vor kurzem noch ergab eine Gewerbezählung in Deutschland im ganzen, also einschließlich der Binnenfischer — 19623 Fischer! 19623 Fischer bei einem Volke von 45 Millionen, einem Volke, das in tausend Meilen seine Küste vom Meere bespült sieht und das sich mit Vorliebe von seiner „germanischen“ Tüchtigkeit zur See vorerzählt! In den letzten dreißig Jahren betrug die Einfuhr in die Zollvereinslande etwa 250 Millionen Mark! Zur Zeit der Blüte der Hanse war der Walfischfang Hamburgs allein bedeutender als der Englands und Schottlands zusammengekommen! Das ist längst vorbei; aber können sich denn die Verhältnisse nicht wieder besser gestalten? Vor fünfzig Jahren sorgten für Londons Bedarf an Fischfleisch etwa fünfzig Boote von Grundnezfischern, jetzt hat sich ihre Zahl um das zwanzigfache vermehrt. Hull zieht allein aus seiner Grundnezfischerei eine Million Thaler Reingewinn, und zwar zumeist aus der Doggerbank, die uns viel näher liegt als den Engländern. Wir beschränken uns auf die verhältnismäßig fischarme Ostsee! Warum thun wir es, warum lassen wir alle beliebigen Völker die Schätze des „deutschen Meeres,“ wie die Engländer, nicht wir, die Nordsee benennen, uns vor der Nase wegfangen? Sollen wir denn immer Hans im Traume spielen, behaglich in dem Gedanken, daß wir im irdischen Besitz nun einmal zu kurz gekommen seien? Wir wiederholen tausendfach das Dogma von der natürlichen Armut des deutschen Landes gegenüber den gesegneten Fluren des reichen Frankreichs, wir finden es selbstverständlich und ganz naturgemäß, daß England Geld hat und wir nicht. Freilich, wenn wir die natürlichen Hilfsmittel, die uns zu Gebote stehen, in so unverantwortlicher Weise außer Acht lassen, dann mit Recht. So wird es uns schließlich mit der Hochseefischerei wohl gehen wie mit den Kolonien. Wir sollten doch bedenken, daß andre Völker auch einmal angefangen haben, und sollten deshalb nur einmal beginnen zu handeln! Statt dessen lassen wir uns wohlgefällig das Volk der Dichter und Denker nennen und meinen damit genug gethan zu haben. Ganz abgesehen davon, daß andre Leute auch gedacht haben, in letzter Instanz nähren sich doch auch Dichter und Denker von Fleisch und Rüben, und wenn das einmal ausgeht, so hats mit dem Denken und Dichten ein Ende. Mit andern Worten, dem Geisteswohlstande muß ein materieller Wohlstand zur Seite gehen, wenn die vorhandenen Blüten ausreifen sollen. Uns steckt viel zu sehr die Hamletnatur im Leibe.

Das eine Gute ist im vorliegenden Falle: daß wir bisher nur zurückgeblieben sind. Noch ist das Meer internationales Eigentum, und noch können wir nachholen, was wir versäumt haben. Schon haben wir eine wissenschaft-

liche Kommission zur Untersuchung der deutschen Meere, schon bildet sich der Deutsche ein Urteil, und schließlich wird vielleicht auch das Kapital sich der Sache annehmen, und statt in rumänischen Eisenbahnen zu arbeiten, die Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen seines Landes unterstützen. Denn Kapital muß freilich helfen; die mittellosen Bewohner unsrer Fischerdörfer können einen großartigen Aufschwung der deutschen Hochseefischerei selbstverständlich nicht bewirken, zumal da es gerade ihr in auffallender Weise auch an Intelligenz und Unternehmungsgeist gebricht.

Will man gerecht sein, so darf man es dem deutschen Kapital freilich nicht allzusehr verdenken, wenn es, unkundig der Verhältnisse und allem, was See und Seewesen betrifft, fernerstehend als das damit eng verknüpfte englische oder norwegische, bisher keine Lust zu größerer Bethätigung in dieser Richtung gezeigt hat. Zahlreiche Umstände haben das mit sich gebracht, aber diese Umstände haben sich zum großen Teile geändert, und eine längere Nichtbeteiligung unsers Kapitals an dem wahrhaft nationalen Unternehmen einer Hebung der deutschen Fischerei würde unverzeihlich sein. Schon ist der Staat durch direkte Unterstützung der Hochseefischerei fördernd entgegengekommen, aber so lobenswert dies an sich und so sehr es zu wünschen wäre, daß er in seiner Hilfeleistung nicht ermatte, die Hauptsache soll und muß doch der privaten Bethätigung überlassen bleiben. Auch die Seefischereigesellschaften in unsern größern Küstenstädten vermögen allein nur wenig, wenn nicht das Kapital des Binnenlandes sich in größerem Maße beteiligt.

Mancherlei Faktoren freilich sind es, die bei einem Aufschwunge der deutschen Hochseefischerei mitzuwirken haben würden, aber alles, was dabei in Betracht kommt, läßt sich doch beschaffen, und einem energischen Willen gegenüber sind die Schwierigkeiten nur gering. Da gilt es, eine nach Hunderten zählende Flotte seetüchtiger, mit allem Erforderlichen wohl versehener Boote auszurüsten, da gilt es, dieselben mit erprobten, bei anfänglichem Mangel an heimischen, auch ausländischen, vielleicht den billig arbeitenden norwegischen Seeleuten und Fischern zu bemannen. Schnellfahrende Dampfer mit den nötigen geräumigen Eisbehältern versehen müßten den fischenden Booten die gewonnene Beute abnehmen und so unerseßlichen Zeitverlust ersparen, denn auch die schnellsegelndsten Fischerewer haben jetzt oft einen Verlust von 30 Tagen und mehr, um ihren Fang ans Land zu bringen, und das in der günstigsten Zeit, der Zeit des besten Fanges! Gar häufig geht ferner auf der sturmbewegten See das notwendige Gezeug verloren; es müßte also den Leuten Ersatz geboten werden, und das schnell. Dazu könnten wiederum jene Dampfer dienen. Auch zur See gilt das Wort: Zeit ist Geld!

Eine im großen betriebene Hochseefischerei wird selbstverständlich die überwiegende Menge ihrer Konsumenten weit drinnen im deutschen Binnenlande zu suchen haben. Deshalb bedarf sie einer prompten, schnellen Versendung der

Ware, in deren Eigentümlichkeit es liegt, daß sie meist eine lange Auffpeicherung nicht verträgt. Also feste Abschlüsse mit den Direktionen der Eisenbahnen, damit Landung der Ware, Verpackung und Versendung Schlag auf Schlag einander folgen! Im Jahre 1878 sind allein in Ost- und Westpreußen, also einem Gebiete, dessen Ertrag an Fischfleisch gegen den zu erzielenden einer energisch gehobenen Hochseefischerei bedeutend zurücksteht, 2 385 926 Kilo Fische durch die Eisenbahn verschickt worden. Solche Zahlen sind wohl geeignet, auch die Herstellung besondrer, mit Kühlvorrichtungen versehener Wagen als lohnend erscheinen zu lassen. In Amerika bedient man sich ihrer bereits seit Jahren in ausgedehnter Weise, und sie kommen dort auch dem Transporte anderer Artikel, welche kühle Versendung verlangen, wie Fleisch, Milch, Butter u., zu statten. In den Städten des Binnenlandes endlich würden zahlreiche feste Verkaufsstellen für die Seefische zu errichten sein. In vorzüglich eingerichteten Eisschränken — deren Konstruktion man angegeben finden wird — ließe sich die Ware tagelang frisch und schmackhaft erhalten und das Vorurteil der großen Menge gegen tote Fische, das schon zu schwinden beginnt, würde sich bald gänzlich verlieren, um einer lebhaften Nachfrage Platz zu machen. Auch Herstellung von Fischkonserven, nach Analogie der Behandlung der Hummer z. B., würde sich empfehlen, ebenso wie auch eine Verfeinerung und weitere Ausbildung der übrigen Konservationsmethoden, wie Salzen, Räuchern, Trocknen und Marinieren, sich notwendigerweise ergeben würde. Endlich würde sich auch das Anlegen großer Behälter an den Orten des Fanges zur Aufbewahrung lebender Fische, die Errichtung großer Eishäuser nach amerikanischem Muster reichlich lohnen, da sie den, je nach den Fängen stark schwankenden Preis der Fischware, der auf den Absatz nicht günstig wirkt, stabiler machen könnten. Das alles klingt freilich, als ob es schier unbeschaffbar sei, aber für andre ist es doch auch beschaffbar gewesen, wir brauchen ja nicht vorzumachen, wir sollen nur nachahmen, was andre Nationen uns gezeigt haben!

Wenn man bedenkt, wie zahllose Mengen guter und bester Nahrungsmittel oder doch Verbrauchsgegenstände täglich den Fluten der See entrissen und ihr zurückgegeben oder doch in unerhört verschwenderischer Weise vergeudet werden und zu deren zweckentsprechender Verwendung eine verhältnismäßig nur kleine Kapitalanlage genügen würde, so begreift man kaum, daß sie bis heute noch nicht gemacht ist.

So kann die Quappenleber an vielen Orten (z. B. Ruß und Labiau) im Winter zentnerweise gewonnen und zu kostbaren Delikatessen verarbeitet werden. Jetzt geht sie nutzlos zu Grunde. Findet sich niemand, der sie nutzbar macht? Bei Eckernförde werfen die Fischer die Flundern, Platen und Dorsche in Massen weg, weil sie aus Mangel an Transportmitteln nicht verwertet werden können, und behalten nur die Goldbutten (Schollen). Sollte es ganz unmöglich sein, den so vergeudeten kostbaren Nahrungsstoff nützlich zu verwenden? Die geradezu

massenhaft gefangenen Seesterne, die verderblichsten Feinde der Fischbrut und der eßbaren Muscheln, werden ins Wasser zurückgeworfen, während sie bei bessern Transportmitteln ans Land geschafft und an geeignetem Orte mit den übrigen zahllosen Abfällen der Fischerei zu Dung verarbeitet jedenfalls etwas nützen würden.

Schon bei dem jetzigen Bestande unsrer Gewässer würde das deutsche Kapital reichlich seine Zinsen finden, aber was könnte es noch thun für eine künstliche Hebung des Ertrages der See! Auf das vier- und fünffache ließe er sich steigern. Noch verzehren tausende von Delphinen und Seehunden allein bei Sylt und an unsrer Ostseeküste alljährlich gegen 32 Millionen Kilo Fische, die doch eine energische Fischerei, unterstützt von emsiger Jagd auf die schädlichen Tiere, zum großen Teile dem Menschen selbst gewinnen könnte. Setzt lassen wir Delphine und Seehunde gewähren, lassen ihnen Schonzeit angedeihen, ernten dafür ein wenig Thran und befolgen so die Praxis von Leuten, welche etwa auf Kosten ihrer Rinderherden Bärenzucht betreiben wollten!

Vernichtung also den zahllosen Räubern, aber sorgsame Pflege den kostbaren Geschöpfen, die uns die ungenießbaren Nahrungsmittel der Tiefen in genießbare Form verwandeln! Wie lohnend würde die Einbürgerung gar mancher vorteilhaften Muschelarten sein! Die nahr- und schmackhaften Kamm- und Herzmuscheln, die Seeschnellen, Seegarnelen und andre mehr bieten dem englischen Volke in ungeheuern Massen gute und billige Nahrung. Warum können wir uns nicht desselben Vorteils versichern, da auch an unsern Küsten zweifelsohne die Tiere massenhaft ihr Fortkommen finden würden? Frankreich allein hat 7000 künstliche Austerfarmen — sollte die deutsche Küste, die doch die Auster gleichfalls gedeihen läßt, der Anlegung solcher künstlichen Bänke sich spröde entgegenstellen? Aller Anfang ist schwer, und wie es scheint, bei uns ungeheuer schwer. Hoffen wir, daß das deutsche Volk die pessimistische Ansicht, die ihm die Kraft zu einem energischen Handeln ganz abprechen möchte, baldigst Bügeln strafe. Seit unser Kanzler uns gezeigt hat, daß man handeln kann, auch wenn man in deutschen Landen geboren ist, statt bloß zu denken, ist die Aussicht vorhanden, daß ihm, wie auf andern Gebieten des vielgestaltigen Lebens, so auch auf dem der deutschen Hochseefischerei aus ihrem derzeitig erbärmlichen Zustande thatkräftige Nachfolger erstehen werden. Und wie sehr wäre dies zu wünschen! Kommt doch bei einer Hebung der Seefischerei nicht nur der gewerbliche Nutzen einzelner, nicht einmal lediglich der materielle Gewinn, der der ganzen Nation daraus erwachsen würde, in Betracht. Sie ist auch eine militärische Frage. Die Abnahme unsrer seetüchtigen Bevölkerung, die leider keine bloße Redensart mehr ist, und ihre Bedeutung für unsre Wehrkraft zur See zu erörtern, ist hier nicht der Ort — es genüge der Hinweis darauf; daß ihr aber wirksam durch Hebung unsrer Fischerei gesteuert werden dürfte, ließe sich leicht beweisen. Lohnende, ihren Mann ernährende Thätigkeit als Fischer ist der Port,

in den nach langen Irrfahrten der Seemann einzulaufen pflegt und der ihn und seine Nachkommen der Heimat erhält. Was aber die Wehrkraft zur See anlangt, so sollten wir ihre Bedeutung immer ermessen an dem meerbeherrschenden England. Die Wehrkraft gebar den Wohlstand, und der Wohlstand verdoppelte die Kraft; beide aber im Vereine gaben jenem Volke die Herrschaft, mit der es seine Sprache und damit ein gut Teil seines Geistes Millionen aufzudrängen vermag. Damit aber hat es sich einem Ziele genähert, um das doch einzig aller Kampf sich dreht; denn Geltendmachen der Eigenart ist die Triebfeder der sichtbaren Welt.

So kommen wir denn zum Ende auf den Anfang zurück. Geltendmachen der Eigenart, Vermenschlichung der Substanz, zunächst der organischen, das ist es, was immer und immer wieder aller Völker Blicke hinlenken muß auf Wäde, Flüsse, Ströme und See — denn hier harret der Eroberung noch ein weites Feld. Es gilt die unzugänglichen Tiefen, die Reiche Neptuns zu gewinnen, sie umzugestalten zu einer Domäne der Menschheit.



## Der Literarische Verein in Stuttgart.



er die erste Ausgabe von Sebastian Brants „Narrenschiff“ aufschlägt, der findet gleich auf einer der ersten Seiten einen ergötzlichen Holzschnitt. Ein Gelehrter, mit einer großen Brille bewaffnet und eine Schlafmütze auf dem Kopfe, von der eine Narrenkappe zurückgestreift ist, sitzt vor einem mit mächtigen Folianten belegten Doppelpulte und scheucht mit einem ungeheuern Wedel die Fliegen von einem vor ihm aufgeschlagenen Buche hinweg. Darüber sind folgende Worte zu lesen:

Den vordantz hat man mir gelan,  
dann ich on nutz vil bücher han,  
die ich nit lyß vnd nyt verstan.

Dieser Spott, mit welchem Sebastian Brant die Aufzählung seiner zahlreichen Narren beginnt, findet auch heute noch seine Anwendung auf alle diejenigen, die das hauptsächlichste Mittel geistiger Bildung, die Bücher, zum Gegenstande einer albernen Spielerei machen und zur Befriedigung ihrer Eitelkeit benutzen, d. h. auf alle Büchernarren. Solche Büchernarren oder, manierlicher ausgedrückt, Bibliophilen finden sich wohl am zahlreichsten in England. England, die Heimat